

VII. Winternöte und andere Härten

Bibliothekarisch unbelastete Leser bitte ich, mir gütig nachzusehen, bei der Schilderung des beruflichen Wiedereinstiegs so weit ausgeholt zu haben, außerdem der Chronologie teilweise gleich ein gehöriges Stück vorausgeeilt zu sein. Da es für mich und meine Familie damals jedoch von entscheidender Bedeutung gewesen war, nunmehr über dieses Standbein als Grundvoraussetzung der weiteren Existenzsicherung zu verfügen, ergab es sich beinahe zwangsläufig, sich hier so ausführlich darüber auszulassen und selbst den Details Aufmerksamkeit zuzuwenden. Gleichwohl sollte sich noch eine Vielzahl von Bemühungen und Anläufen in die verschiedensten Richtungen als notwendig erweisen, ehe es gelang, eine gemeinsame Wohnung zu erwerben und sich als voll integriert betrachten zu können. Um die Stationen dieses Weges nachzuzeichnen, ist es erforderlich, wieder an den Beginn des Jahres 1956 anzuknüpfen.

Blicken wir erst mal nach Münstereifel. Ein oder zwei Tage nach mir verließ auch Herr Dr. Siegel das Städtchen, um in München seinen dienstlichen Verpflichtungen nachzugehen. Jetzt waren die beiden Frauen allein mit ihren beiden Kindern. In ihrem ersten Brief an mich nach Hannover ließ Elfriede mich wissen, am 4. Januar bei der Stempelstelle als Restbetrag der Arbeitslosenfürsorgeunterstützung DM 32.25 ausgezahlt bekommen, sich beim langen Anstehen aber "Eisbeine" geholt zu haben. Nach relativ milder Witterung zwischen Weihnachten und Neujahr zog der Winter nun wesentlich straffere Saiten auf. Auch in Hannover war dies zu spüren. Mein kleines Stübchen ließ sich indessen leicht erwärmen. Frau Hagedorn besorgte dankenswerterweise immer das Anheizen vor meiner Rückkehr vom Dienst. Ich brauchte dann nur noch nach Bedarf nachzulegen. In dem altersschwachen Münstereifeler Gebäude war das Wärmeproblem hingegen bedeutend schwieriger. Als gegen Monatsende die Kältegrade empfindlich nach unten zogen, froren im unheizbaren Schlafzimmer die Waschlappen zu brettartigen Gebilden, so daß Elfriede mit der Kleinen nur noch im Wohnzimmer nächtigen konnte. Doch trotz des dortigen Ofens kletterte die Quecksilbersäule kaum einmal über 15 Grad.

Eine Woche nach Dienstantritt in Hannover stand in meinem persönlichen Leben ein Ereignis an, das man normalerweise mehr oder minder festlich begangen hätte, das zu diesem Zeitpunkt freilich gänzlich ungelegen kam: mein 30. Geburtstag. Er fiel zudem noch auf einen Sonntag. Einem gewissenhaften Christenmenschen hätte es wohl gut angestanden, an solch einem Tag den Gottesdienst aufzusuchen, doch fühlte ich mich von der ersten Dienstwoche her so ermattet und mitgenommen, daß ich es vorzog, erst mal gründlich auszuschlafen und dann einen längeren Spaziergang durch den Misburger Wald zu unternehmen. Nach Überschreiten der nahen Straßenbrücke über den Mittellandkanal erreicht man nach etwa 15 Minuten Fußmarsch durch damals noch freies, unbesiedeltes Gelände dieses relativ ausgedehnte Waldrevier, das in seinem Charakter bereits den Waldungen der Südheide entspricht. Der Boden war bei diesem ersten Gang leicht gefroren, und es bereitete mir regelrecht Spaß, die vereisten Pfützen mit den Hacken der Schuhe aufzuknacken. Im weiteren Verlauf der Wanderung berührte ich noch die Hannoverschen Außenbezirke Bothfeld und Klein-Buchholz.

Für den Nachmittag hatte ich überraschenderweise eine Einladung von unserem Oberinspektor Busch nach Oberricklingen erhalten. Dort bewohnte er mit Frau und zwei erwachsenen Töchtern ein bescheidenes neuerbautes Eigenheim. Als Verwaltungssachbearbeiter kannte er meine Lebensdaten. Und da ich diesen runden Geburtstag fern von meiner Familie und meinen sonstigen Angehörigen in einer mir noch unvertrauten Großstadt zu verbringen gezwungen war, hatte er den freundlichen Vorsatz gefaßt, mir bei sich im Kreise seiner Familie ein wenig über meinen derzeitigen Zustand hinwegzuhelfen. Obwohl ich zunächst einige Hemmungen verspürte und zumal den Töchtern in meinem hinübergeretteten

dunkelblauen Anzug wohl einen etwas steif-verkrampften Eindruck darbot, kamen wir im Laufe des Nachmittags und Abends dann doch ganz gut ins Gespräch. Es erwies sich, daß mich trotz anderer regionaler und staatlicher Herkunft mit Herrn Busch über das Berufliche hinaus einiges verband. Auch er hatte an den gleichen Kirchentagen teilgenommen wie ich. Er war kirchlich nicht nur sehr interessiert, sondern auch aktiv tätig als Kirchenvorstand und Mitglied des Bach-Chors. Gerade auf musikalischem Gebiet ergaben sich viele Entsprechungen. Er staunte nicht wenig darüber, daß ich, als er das Radio einschaltete, das daraus ertönende Musikstück sofort zutreffend als "Fantasie für Klavier, Chor und Orchester", die sog. "Kleine Neunte", von Ludwig van Beethoven erkannte. Wir hörten uns auch noch anderes an, u.a. Rossini-Ouvertüren und das Violinkonzert von Max Bruch. Buschs bewirteten mich köstlich. Nachmittags gab es Aprikosen-Torte mit Schlagsahne und abends schönen Aufschnitt und Käse. Bei den Edamer Käsescheiben wurde ich als uneingeweihter Ostler vorsorglich darauf hingewiesen, daß man dessen rote Schale nicht mitverzehren sollte. Erst gegen 23 Uhr in der Nacht kam ich wieder in meiner Behausung an. Bedenkt man, daß Herr Busch, wie sich im weiteren Verlauf meiner dienstlichen Tätigkeit an der Niedersächsischen Landesbibliothek noch recht deutlich herausstellen sollte, seiner Veranlagung nach zu den ausgesprochenen Knausergeistern gehörte, der es beispielsweise als Bibliothekartagsteilnehmer selbst im vorgerückten Alter noch vorzog, in einer Jugendherberge anstatt einem Hotel zu nächtigen, um dessen Kosten einzusparen, so muß man einräumen, daß er an diesem 8. Januar des Jahres 1956 ein beachtliches Stück über seinen eigenen Schatten gesprungen war.

An den folgenden Tagen erreichten mich postalisch noch etliche liebe Grüße und gute Wünsche. Ganz besonders gerührt war ich über ein Kuchenpäckchen von Elfriede aus Münstereifel. Die Gute hatte es sich trotz fehlender geldlicher Mittel nicht nehmen lassen, einen kleinen Napfkuchen zu fabrizieren und diesen beim Bäcker in dessen Ofen für mich backen zu lassen. Von Herzen freute ich mich auch über den ersten postalischen Gruß aus Weimar mit dem unverkennbaren Duktus Dr. Gaudeks. "Lieber Ernesto!" hub er an, "die Vereinigung der Bücherfreunde wünscht ihrem ehemaligen Mitgliede und lieben Freunde zum Geburtstage alles Gute und Schöne und verbindet damit vor allem auch die besten Wünsche für das neue Jahr und für eine befriedigende u. erfolgreiche Tätigkeit am neuen Arbeitsplatze." Unterzeichnet war er mit den Kurznamen "Nandl" (Ferdinand Gaudek), "Hühnchen" (Fräulein Sigrid Raue) und "Everschen" (Frau Helga Evers).

Köstlich war auch Dr. Gaudeks Schilderung vom 19. Januar über den Fortgang an der Thüringischen Landesbibliothek in Weimar. Da sie allerlei freundliche wie auch schmerzliche Rückerinnerungen in mir auslöste, es zugleich aber auch nachdrücklich verdeutlichte, wieviel Grund meinerseits bestand, über das bis jetzt im Westen Erreichte froh und dankbar zu sein, sei sie zu wesentlichen Teilen an dieser Stelle mit eingeflochten:

Lieber Ernesto!

Den ganzen, lieben Tag bin ich heraus, herein, treppauf, treppab - nun sitze ich wieder auf meinem Podium [Lesesaalaufsichtspult], mein Panoptikum schlafend, dösend, gähmend zu meinen Füßen. Es hat sich manches geändert: nicht nur daß das "Zeitschriftenlesezimmer" dank der Tüchtigkeit und Rührigkeit der Abteilungsleiterin nach Monaten endlich dem Publikumsverkehr übergeben wurde, - daß der Bestand an fortschrittlicher Literatur wiederum gewachsen ist, - viel einschneidender macht sich bemerkbar, daß im Dezember Graf Bully [Graf v. Wedel] in das Walhall seiner Ahnen eingerückt ist und daß sein Schlürfen, donnerartiges Nießen allgemein schmerzlich vermißt wird. Die Frequenz hat sich in der letzten Zeit stark gehoben, aber die Leutchen sind dank meiner Erziehung brav und anständig und verlassen, sobald ich gegen Schluß energisch mit meinem Stuhl rücke, ruhig u. ohne Widerspruch sofort den Raum. Nur beim verrückten Pfarrer muß ich bisweilen mit stärkeren pädagogischen Mitteln etwas nachhelfen. Nicht so harmonisch u. wohlgeordnet ist das Leben und Treiben im sog. Zeitschriftenzimmer. Die "Abteilungsleiterin" arbeitet augenblicklich an drei Schreibtischen gleichzeitig. Berge von Zeit-

schriften, Zeitungen, Büchern türmen sich auf Tischen und Stühlen, ganze Bücherbarrikaden beengen die bescheidenste Bewegungsmöglichkeit. Vorige Woche verfinsterten Zeitungstürme, auf den Fensterbrettern aufgestapelt, den Raum u. man konnte an eine Sonnenfinsternis denken. Die Fenster können schon seit 14 Tagen nicht mehr geöffnet werden. Die herrschende Luft ist geradezu erquickend. Ich betrete den Raum überhaupt nicht mehr, Guder flieht in die dagegen ozonreiche Luft des Archives und nur die "Chefin" allein übersteht diese Atmosphäre lebend, indem sie dauernd ißt und angestrengt zuhört, was im Geschäftszimmer gesprochen wird. - Von der Ausleihe ist wenig Neues zu berichten: Um 8 Uhr früh ist großer Morgenplausch der Wohlgesinnten, bei dem hie u. da auch einmal Gäste aus anderen Regionen des Hauses eintreffen. Frau E[vers] saust immer noch wie ein geölter Blitz durch alle Räume u. Stockwerke, Frau G F gibt tiefsinnige Aussprüche von sich und manchmal donnert eine Raue'sche Lachsalve bis zum 2. Stock. - Trotzdem ist die allgemeine Stimmung recht miß. Daran ändert auch nicht viel ein donnernder Witz Pfl[aumes] oder ein Bericht Guders über die letzte Sitzung der BGL [Betriebsgewerkschaftsleitung]. - "Es liegt etwas in der Luft" - man munkelt immer deutlicher von einem "Regierungswechsel im Hause. Alles hofft und hofft! Man kombiniert, baut Luftschlösser, wie schön es sein könnte, wenn, ja wenn ... Die drei vakanten Bibl.Stellen sind immer noch unbesetzt, lediglich eine ganz miese Schreibmaschinenkraft und eine junge Technikerin haben Einzug gehalten. ... Nun aber lassen Sie sich von ganzem Herzen zu Ihrer neuen Stellung, zu Ihrem neuen Zimmer, überhaupt zu dem hoffnungsvollen Beginn Ihres neuen Lebensabschnittes gratulieren. Wir "Gutgesinnten" haben uns riesig gefreut, daß Sie das Glück begünstigt hat und daß Sie mit frohem Herzen in die Zukunft schauen können. ...

Recht herzliche Grüße

Ihr alter Kamerad u. Freund
Gaudek.

F [vermutl.: Güttler]

Als völlig problemfrei und im Weitergang klar abgezeichnet konnte unsere Situation indessen noch längst nicht gelten. Insbesondere war Elfriede in ihrem isolierten Münstereifeler Dasein während der gestrengen Wintermonate schwerlich zu beneiden. Sie schlug sich mit ihrem kleinen "Mäuschen" aber ausgesprochen wacker durch die Tage. Der Trennungszustand packte mich schon sehr, als sie mir am 12. Januat mitteilte:

Hier pfeift es, zumal bei dem Sturm der letzten Tage, durch alle Ecken und Ritzen. Ich möchte doch nie in so einer alten Wohnung ständig leben. Es war aber bisher zum Aushalten. Den Ofen verstehe ich jetzt ganz gut zu heizen. Unsere kleine Renate ist ja so lieb und zufrieden. Sie schreit kaum noch. Manchmal abends, wenn sie nicht schläft und es ist finster. Da mache ich ihr dann Licht (falls ich in der Küche bin), und sie ist wieder ruhig und spielt. Sie ist jetzt immer sehr schön satt. Wenn ich sie mittags stille, futtert sie noch ihre zwei Zwiebäcke hinterher. Es ist zu schade, daß Du nun eine schöne Zeit von ihr verpasst. Sie ist nun ziemlich verlassen, niemand außer ihrer Mutti guckt nach ihr.

Nach Herrn Dr. Siegels Vorstellung sollten wir vorerst noch keine Untermiete zahlen, jedoch ein Kostgeld entrichten, das auf stolze DM 120.- im Monat bemessen war, dazu DM 25.- für Heizung und Licht. Bei Untermietleistung und Selbstversorgung hätten wir uns finanziell kaum wesentlich besser stellen können, doch wäre die Versorgung dann ganz gewiß etwas mehr nach unserem Gusto ausgefallen und wir hätten uns etwas freier und ungebundener fühlen können.

Zum Ende des Januar-Monats, als die Außenkälte auf 18 Grad minus abgesunken war, tauchte in Münstereifel plötzlich Frau Dr. Siegels Mutter, eine Frau Spitzner, auf. Während der Mahlzeiten unterhielten sich die beiden Damen fast ausschließlich auf Französisch, was Elfriede, dieser Sprache unkundig, naturgemäß befremden mußte. Wenig erfreulich war auch, daß sie eine ihrer Zudecken an den Gast abtreten mußte, doch ließ sich durch Auflegen des Wintermantels und anderer Materialien Ersatz schaffen. Anlaß zu echter Besorgnis bot jedoch die Tatsache, daß Renate noch immer kein Kinderbettchen besaß. Die Matratze des Tag und Nacht im Gebrauch befindlichen Kinderwagens war von unten her feucht geworden und so verstockt, daß sich mit kurzfristigem Lüften keine Abhilfe mehr besorgen ließ. Hatten wir zunächst gehofft, via

Bahn das in Waldenburg befindliche Kinderbettchen nach Münstereifel zu bekommen, ließen uns meine Eltern nach eingehender Erkundigung bei der Bahnspedition aber wissen, daß ein entsprechender Antrag erst in Dresden zur Genehmigung vorgelegt werden müsse und daß die meisten dieser Art abgewiesen würden. Elfriede gab daraufhin bei einem Geschäft mit Anzeigeaushang zum Wochenmietpreis von DM 1.- ein Kaufgesuch auf. Hochbeglückt konnte sie mir am 27. Jan. mitteilen:

Ich habe gestern ein Kinderbettchen erstanden. Am letzten Tag des Aushanges kam ein Herr aus der Strumpffabrik in der Stadt oberhalb des Bahnhofes zu mir. Es kostet nur 20.- compl. Ich wäre dem guten Mann bald um den Hals gefallen. Es ist sehr groß, aber auf den Rädern leicht zu fahren und nicht sehr breit, was günstig ist. ... Die Giebel sind geschlossen, da kann es nicht reinziehen, die Seitenteile aus Leisten. Das ganze weiß gestrichen. Außerdem eine sehr gute, dicke Matratze drin, die er erst vor einem Jahr hat neu anfertigen lassen. Seine Tochter habe bis 5 Jahre drin gelegen, sagte er mir. ... Puppi liegt heute schon drin. Hat ihr Spielzeug an einem Band quer rüber und freut sich, daß sie an der Seite durchsehen und mich beobachten kann.

Nur wenige Tage nach Frau Spitzners Eintreffen verließ Frau Dr. Siegel mit unbekanntem Ziel und ohne Zeitangabe das Eifelstädtchen. Die Betreuung ihres Sohnes überließ sie ihrer Mutter, damit zugleich aber auch die Versorgung meiner beiden Lieben. Das Auskommen mit der älteren Dame, die wohl mit einem Kommerzienrat verheiratet gewesen und an den Umgang mit Dienstmädchen gewohnt war, gestaltete sich recht schwierig. Offensichtlich war sie von ihrer Tochter über unsere Existenz und das von ihrem Schwiegersohn an uns ergangene Hilfsangebot nicht ausreichend informiert worden und empfand uns wohl als eine Art Schnorrer oder gar Schmarotzer. Im Brief vom 1. Febr. beklagte sich Elfriede bitter:

So jeden Tag kriegt man etwas zu hören, wie man von ihrer bzw. ihrer Tochter Gnade abhängt und was man alles zur Verfügung hat. Am Essen läßt sie's nicht fehlen, es gibt auch immer mal etwas anderes, aber sie guckt so ungefähr nach jedem Streichholz, das man verbraucht. Wann Frau S. zurückkommt, weiß ich nicht. Ich habe das Gefühl, es könnten Wochen sein. Na, die Zeit vergeht auch. Ich bemühe mich jetzt, mir jedes Wort erst dreimal durch den Kopf gehen zu lassen, ehe ich es ausspreche.

Dankenswerterweise besserte sich das so gespannte Verhältnis späterhin merklich. Am 8. Februar berichtete Elfriede:

Im übrigen bin ich mit der alten Dame in den letzten Tagen ganz gut ausgekommen, nachdem wir am Sonntag eine kleine Aussprache hatten. Ich habe jedenfalls bei ihren Vorhaltungen (daß ich nicht dankbar genug wäre, meine Hilfe nicht anbieten würde usw.) durchblicken lassen, daß das auch an ihr läge. Sie ist nun tatsächlich viel netter, macht keine so spitzen Bemerkungen mehr, und ich bin wohl auch freundlicher und mache auch einen großen Teil aller Arbeit. Gestern haben wir einen schönen gemeinsamen Spaziergang gemacht.

Etwas später haben sich beide Frauen sogar mal gemeinsam einen Film im örtlichen Kino angesehen. Allerdings, ungeteilte Harmonie vermochte sich nie ganz einzustellen. Bis zuletzt gab es immer mal wieder Anlaß, sich über das Verhalten der vornehmen Dame zu ärgern, doch kam es zu keinen ernstlichen Zerwürfnissen mehr. Erst um den 20. Februar herum kehrte Frau Dr. Siegel wieder zurück. Möglicherweise hatte sie außerorts eine zahnärztliche Urlaubsvertretung wahrgenommen, wie sie nachfolgend auch in einer Münstereifeler Praxis etliche Male aushalf, was Elfriede jedoch nicht von ihr selbst, sondern von dritter Seite erfuhr.

Als der Kälteeinbruch so schnell nicht wieder weichen wollte, wurden die Kohlen im Ort plötzlich knapp. Bei den Händlern stockte der Nachschub. Am 14. Februar schrieb Elfriede: "Bei uns gibt es fast keine (Kohle mehr). Frau Sp. hat 2 Ztr. versprochen bekommen, ich mit Mühe und Not 1 Ztr." Lediglich Kleinstmengen von Brikettbruch - pro Person einen Eimer - war nach mehr oder minder langem Anstehen noch zu ergattern. Elfriede ging deshalb fast täglich,

meist in der Mittagszeit, in den nahen Wald, um etwas Holz aufzusammeln. Im weiteren Verlauf dieser winterlichen Periode hatte sich eine dicke Schneedecke gebildet, die das Holzlesen nicht gerade erleichterte. Am 17. Februar schilderte mir Elfriede in einem Brief: "Ich war dieser Tage noch mal (Holz) holen. Das ist allerdings sehr anstrengend in dem tiefen Schnee. Ich binde dann das Bündel zusammen und ziehe es hinter mir her. Aber wunderbar ist es jetzt im Wald hier."

Während der ärgsten Kältetage hatte Elfriede zudem an einem dicken Gerstenkorn wie auch an Frostbeulen an den Füßen zu leiden. Renate jedoch gedieh, wenn sie sich auch manchmal bei den niedrigen Temperaturen bläulich verfärbte und die Gewichtszunahme ein wenig hinter der Norm zurückblieb, unverdrossen weiter. Elfriede hierzu (am 8. Februar):

Unser Mäuslein ist munter wie immer. In ihrem Bettchen sieht es manchmal ganz verwühlt aus. Sie bewegt und zieht fort, was sie nur erreichen kann. Auch patscht und kneipt sie mir jetzt immer im Gesicht herum. Ich glaube, Du müßtest da Deine Brille absetzen, sonst gäbe es ein Unglück. ... Eben hat sich Puppi einen Bettschuh ausgezogen. Und nun hat sie eine Stoffrolle hinter ihrem Kopf erwischt, die jetzt auf dem Bauch gelandet ist und mit der sie schnaufend herumwirtschaftet. Ja, so ist das jetzt mit ihr. Man muß sie so liebhaben.

An mein Hannoversches Alltagsdasein hatte ich mich inzwischen leidlich gut gewöhnt. Natürlich schmerzte die Trennung von der Familie, das Gefühl, ihr in den gegebenen Schwierigkeiten nicht aktiv helfen, der Entwicklung des Kleinkindes nicht stetig beiwohnen zu können. So klammerte ich mich zunächst einmal an die Hoffnung auf ein Wiedersehen über die Ostertage, und in der Tat eilte die Zeit ja hurtig dahin. Wie ich im vorangegangenen Kapitel geschildert hatte, durfte ich es in dienstlicher Hinsicht nicht am Einsatzwillen fehlen lassen, um mithalten zu können. An so manchem Tag blieb ich über das Dienstende hinaus in der Bibliothek oder nahm Arbeit mit auf mein Zimmer. Dennoch richtete ich es immer so ein, daß noch Zeit genug verblieb, um notwendige Einkäufe zu erledigen. Großmärkte und Selbstbedienungsläden waren damals so gut wie noch nicht eingebürgert. Ich hatte jedoch bald herausgefunden, daß sich in den Lebensmittelabteilungen der Kaufhäuser Kepa und Karstadt manches preisgünstiger erwerben ließ und tätigte die meisten Einkäufe deshalb dort. In den Kaufhausgebäuden berieselten zumeist gängige Schlagermelodien die Schar der Kunden. Als eindeutiger Spitzenhit beherrschte damals der gefühlstriefende Song "Heimweh", dargeboten von einem gewissen Freddy Quinn, die Akustik. Hin und wieder unterbrachen reißerische Werbeansagen den Ohrwurm. Das Angebot an Apfelsinen war im Augenblick besonders verlockend (6 Stück für 1.- DM), so daß ich mir an jedem Abend den Verzehr solch einer köstlichen Frucht leistete.

Unmittelbar neben meiner Busausstiegsstelle in der Buchholzer Schierholzstraße befand sich ein größeres Lebensmittel- und Feinkostgeschäft, das abends in der Regel noch bis 19 Uhr geöffnet hatte. Bei später Rückkehr vom Dienst suchte ich es hin und wieder auf. Noch stärker als die ausliegenden Köstlichkeiten an Waren fesselte mich der Anblick der um diese Zeit hinter der Ladentafel mitbedienenden, adrett gekleideten und entsprechend aussehenden Tochter des Ladeninhabers. Wenn sie mich nach meinen Wünschen fragte, spürte ich in mir ein seltsames Prickeln aufsteigen, doch fehlte es mir andererseits an der rechten Traute, sie über den reinen Kaufvorgang hinaus anzusprechen, geschweige denn auf gewitzte Weise in einen Flirt zu verwickeln. War wohl auch gut so.

Zu Frau Hagedorn, meiner Wirtin, bestand hingegen ein völlig unproblematisches Verhältnis. Mit ihr dann und wann ein freundliches Wort zu wechseln, gebot sich geradezu und fiel mir auch nicht schwer; denn sie kehrte nie die gestrenge Vermieterin heraus, sondern erwies sich immer wieder als entgegenkommend und hilfsbereit. So half sie mir z.B. mit Bettwäsche aus, als ich diese

bei Einzug noch nicht selbst stellen konnte. Auch wurde sie nicht gleich ungeduldig, als die von mir bei einem kleineren Händler in Buchholz bestellte Brikettanlieferung Woche um Woche nicht ankam. Ein erneuter Versuch, diesmal auf ihre Empfehlung hin bei einer Firma in Hannover-Stadt, führte dann aber glücklicherweise zum Erfolg. Von Hause aus war sie, die altersmäßig in den Fünfzigern stehen mochte, nicht nur grundehrlich, sondern zudem auch christlich gesonnen. Ein oder zweimal besuchte ich mit ihr gemeinsam einen evangelischen Gottesdienst im nahen Ausländerlager. Buchholz besaß damals noch keine eigene Kirche, die zuständige befand sich, ziemlich entfernt gelegen, im Ortsteil Bothfeld. Da Frau Hagedorn die ganze Zeit über an einem Beinleiden laborierte und weite Wege mied, nutzte sie gern das Angebot in der äußerlich allerdings recht bunt, ja exotisch ausgestaffierten Kirchenbaracke des Ausländerlagers. Diese stand allen Konfessionen zur Verfügung und war oft von Weihrauchduft durchzogen.

Meines Wissens hatten Hagedorns keine Kinder und Enkel. Es war jedenfalls nie entsprechender Besuch im Hause. Dafür beherrschte der weiße Spitz Purzel das Untergeschoß. Mit ihm kam ich freilich weniger gut zurecht als mit seiner Herrin. Bis zuletzt konnte er es nicht unterlassen, mich beim Betreten und Verlassen des Hauses kläffend und keifend anzufahren. Auf das Beißen verstand er sich, getreu dem bekannten Sprichwort, zum Glück aber nicht. Erinnern kann ich mich nur noch, wie eines Tages von draußen her plötzlich ein schmerz erfülltes Hundejaulen in den schrillsten Tönen an mein Ohr drang. Ein mächtiger Schäferhund hatte den kleinen Purzel gepackt. Mit einem hölzernen Küchentisch bewaffnet, raste Frau Hagedorn trotz bandagierten Unterschenkels nach draußen und befreite ihren kleinen Wicht. Der kriegte dann aber auch eine gehörige Standpauke von ihr. Er war es nämlich gewesen, der seinen gewichtigen Artgenossen von hinten attackiert hatte.

Da ich werktags einschließlich sonnabends in der Kantine des Polizeipräsidiums für wenig Geld eine ausreichende warme Mittagsmahlzeit haben konnte, stellte die Beköstigungsfrage für mich kein allzu großes Problem dar. Sonntags verzichtete ich auf ein reguläres Mittagessen, von den Preisforderungen der Restaurants abgeschreckt. Dafür besorgte ich mir immer, meist beim Lösen der neuen Wochenfahrkarte am Straßenbahnschalter im Hauptbahnhof, preiswertes, dennoch sehr wohlschmeckendes Makronengebäck in der dortigen Ladenpassage. Von diesem Einkauf überstand freilich höchst selten einmal ein Stück den Sonabend unberührt, so daß mir am Sonntag mittag in der Regel nichts anderes übrig blieb, als ein bis zwei schlichte Brotscheiben zu verzehren. Übrigens hielt, wie ich allerdings erst etwas später erfuhr und wovon ich danach auch einige Male Gebrauch machte, die Kantine des Polizeipräsidiums selbst an Sonntagen ein Mittagessen für seine Stammgäste bereit, sogar ein dreigängiges mit einer ansehnlichen Fleischportion. Dafür war natürlich wesentlich mehr als für die Wochentagsmahlzeiten zu entrichten, dennoch bedeutend weniger als in einem gängigen Lokal.

Kam ich an den Werktagen abends nach Hause, war es draußen längst finster. Sonnabend nachmittags und sonntags blickte ich jedoch gern mal durch das Fenster auf den Mittellandkanal und beobachtete die vorbeifahrenden Binnenschiffe. Zum damaligen Zeitpunkt waren viele noch nicht mit eigenem Motor ausgestattet, sondern wurden von Schleppern gezogen, mitunter bis zu fünf aneinandergekettet. Im Februar lief für einige Zeit kein Schiffsverkehr mehr. Die Kanalrinne war vereist. Selbst große Ströme trugen eine Eisdecke. Durch die Presse ging die Meldung, im Lichtenhorster Moor nördlich des Steinhuder Meeres habe man einen ausgewachsenen Wolf zur Strecke gebracht. Er müsse aus östlichen Regionen über die zugefrorenen Flüsse bis nach Niedersachsen eingedrungen sein. Blieb ich während der gestrengen Frosttage gesundheitlich auf dem Posten, ereilte mich in der Tauwetterperiode des März eine handfeste Erkältung, die sich als recht lästig erwies, mir aber kein Fernbleiben vom Dienst aufzwang.

Doch nun endlich, wie schon angekündigt, zu meinen Bemühungen bei Ämtern, Organisationen und auf privater Ebene. Hierzu benutzte ich in aller Regel den dienstfreien Dienstag vormittag.

Am 17. Januar fand ich mich zunächst im Flüchtlingsamt in Kleefeld ein, um den sog. C-Ausweis zu beantragen, mit dessen Hilfe, wie schon in einem früheren Kapitel erwähnt, ein Flüchtling bestimmte staatliche Unterstützungsleistungen einfordern kann. Der sich sächsischer Mundart bedienende Sachbearbeiter sagte, als er meinen Berliner Notaufnahmeschein überflog, hatte: "Na, damit sind Sie ja ein gemachter Mann." Gleichwohl drückte er mir ein mehrseitiges Antragsformular in die Hand, das ich ausfüllen und zusammen mit dem Notaufnahmeschein wieder bei ihm einreichen solle. Auf meine Rückfrage, wie lange denn die weitere Bearbeitung dauern werde, erwiderte er: "Meist so ein Jahr, in Ihrem Falle aber gewiß nur wenige Wochen." Meine Tochter, so fügte er noch hinzu, könne mit in meinem Ausweis vermerkt werden, meine Frau müsse aber, da in einem anderen Bundesland wohnend, an ihrem Ort, also in Münster-eifel bzw. der Kreisstadt Euskirchen, einen eigenen Antrag stellen.

Wenig Glück hatte ich am gleichen Tag mit einer Vorsprache beim Flüchtlingspfarramt der Evangelischen Kirche in der Ziethenstraße. Ich war davon ausgegangen, von dieser Stelle einige gute Ratschläge betr. Familienzusammenführung und Wohnungsbeschaffung erhalten zu können, erlebte aber eine totale Pleite. Eine grillig dreinblickende Angestellte keckerte mich förmlich an, was ich denn überhaupt bei ihnen wolle. Ich hätte einen ganz großen Fehler begangen, hier in Niedersachsen eine Arbeit anzunehmen, wo ich doch nach Nordrhein-Westfalen eingewiesen worden sei. Allein schon aus Gründen der anderslautenden Einweisung würde man mir in Niedersachsen niemals eine Wohnung zuteilen. Überhaupt sei Niedersachsen das unfreundlichste Land der ganzen Bundesrepublik. "Wer hat Sie eigentlich an uns gewiesen?" wollte sie von mir erneut wissen, um, ohne Antwort abzuwarten, gleich wieder im bisherigen Tonfall fortzufahren: "Ich kann Ihnen nur den Rat erteilen, sich nach Nordrhein-Westfalen zurückzugeben. Herr Oberpfarrer, wäre er hier, würde Ihnen auch nichts anderes empfehlen. In Hannover ist mit Wohnungen nichts zu machen. Wir selbst haben von den unfreundlichen Hannoveranern durchweg nichts bekommen." Und ein schmalbrüstiger junger Mann, vermutlich ein Vikar, nickte nur bestätigend zu dieser Aussage. Ich war zunächst geradezu sprachlos über diese Art des Umgangs mit Ratsuchenden, konnte mir dann aber die Frage nicht verkneifen, weshalb sie denn überhaupt hier saßen. Daraufhin erklärten mir die beiden mit gewichtigem Unterton, hier sei die Flüchtlingsseelsorgezentrale, die die einzelnen Läger im Lande betreue. Ich konterte mit der knappen Bemerkung, daß echte Seelsorge nach meinem Verständnis praktische Beratung und Betreuung mit einschließen müsse. "In meinem Berliner Lager war dies jedenfalls der Fall gewesen. Hier in Niedersachsen scheinen die Dinge aber offensichtlich anders zu liegen." Mit diesen oder ähnlichen Schlußworten verließ ich tief enttäuscht und verärgert das Büro.

Erstaunlich, daß ich mich nach diesem Reinfall nicht entmutigen ließ, noch die Gemeinnützige Evangelische Siedlungsgesellschaft in der Wedekindstraße aufzusuchen. Den Wink, mal bei dieser Stelle vorzusprechen, hatte ich übrigens von Herrn Dr. Siegel, obwohl er selbst der katholischen Konfession angehörte, erhalten. Den "Seelsorgern" vom evangelischen Flüchtlingspfarramt war deren Existenz, zumindest aber deren Anschrift, hingegen unbekannt. Ich wurde im Geschäftszimmer der Gesellschaft zwar nicht rundweg abgewiesen, aber auch nicht sonderlich an Hoffnungen bestärkt. Man arbeite, so erläuterte die Auskunftgebende, wie alle übrigen privaten Bauunternehmer auch und müsse einige tausend Mark Baukostenvorschuß vom künftigen Mieter erheben. Vor Herbst sei bei ihnen ohnedies nichts zu machen. Immerhin drückte sie mir ein Anmeldeformular in die Hand, das, wie sie anmerkte, auch Elfriede mit unterschreiben solle.

Eine Woche später, am 24. Januar, beabsichtigte ich, auf dem in der Kirchröder Straße gelegenen Wohnungsamt meines Stadtbezirks vorzusprechen. Als ich dort eintraf, mußte ich zur Kenntnis nehmen, daß es unterdessen in die Stadtmitte verlegt worden ist. Dort geriet ich an einen sehr sachlich, gleichwohl nicht unfreundlich wirkenden Sachbearbeiter. Unter Registriernummer 80620 trug er mich in die Liste der Wohnungssuchenden ein. Auf meine Frage, wie lange es denn etwa dauern werde, bis man mit einer Zuteilung rechnen dürfe, erwiderte er: "Seit unserem Bestehen, also seit 1949, haben wir über 25 000 Antragsteller befriedigen können. 50 000 warten noch." Er empfahl mir, wenn ich nicht volle fünf Jahre oder länger ausharren wolle, mich unbedingt an einen privaten Vermittler zu wenden, auch wenn es mit zusätzlichen Kosten verbunden sei, die ich im Augenblick nicht bzw. noch nicht aufzubringen in der Lage sei. Trotz höflicher Abfertigung wirkte diese Auskunft auf mich ziemlich deprimierend.

Wie ich vernommen hatte, sollte das für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte am Lindener Markt eingerichtete Lastenausgleichsamt - abgekürzt LAG - anerkannten Sowjetzonenflüchtlingen eine Hausratsbeihilfe bei der Wiedererlangung einer Wohnung auszahlen und/oder mit einem Darlehn bei der Wohnraumbeschaffung behilflich sein. Um mich hierüber näher zu informieren, entschloß ich mich, noch am gleichen Tag dieses Amt aufzusuchen. Da ich den C-Ausweis noch nicht vorweisen konnte, lehnte man es zunächst rundweg ab, mit mir überhaupt zu verhandeln. In dieser Form wollte ich mich aber nicht abwimmeln lassen. So drückte man mir dann doch die diversen Antragsformulare in die Hand, fügte aber hinzu, ohne im Besitz des C-Ausweises zu sein, hätte es nicht den geringsten Sinn, hier wieder zu erscheinen.

Auch der dritte Anlauf dieses Tages blieb erfolglos. Meine Mutter hatte mir von der Fürsorgerin der Kirchenephorie Glauchau die Anschrift einer in der hiesigen Filiale des Hilfswerks der Evangelischen Kirche tätigen Kollegin vermittelt und mir empfohlen, mich doch mal an diese Dame, eine Frau König, zu wenden. Sie war aber nicht anzutreffen. Acht Tage später erreichte ich sie in ihrem Büro. Nach den negativen Erfahrungen mit dem Flüchtlingspfarramt wartete ich hier nicht gerade mit einem hohen Vertrauensvorschuß auf, doch erwies sich meine Gesprächspartnerin als durchaus zugänglich und mit den Problemen des praktischen Lebens verbunden. Für den Fall, daß ich jetzt schon Frau und Kind nach Hannover holen und Elfriede hier eine Arbeit aufnehmen wolle, empfahl sie mir ein kirchliches Klein- und Kleinstkinderheim in Großburgwedel bei Hannover. In ihm seien noch Plätze frei. Buchhalterinnen, so meinte sie, seien überall gefragt, vielleicht erbringe sogar ein an die Leitung des Hilfswerks gerichtetes Anstellungsgesuch einen positiven Bescheid.

Eine Überraschung im guten Sinne erlebte ich an diesem Tag, dem 31. Januar, im Flüchtlingsamt. Ich wollte mir dort lediglich für Elfriedes Antrag die Abschrift meines Notaufnahmescheins beglaubigen lassen. Da - vermutlich wegen des großen Kälteeinbruchs - kaum andere Menschen Anliegen vorbrachten, empfahl mir der offenbar über Zeit verfügende Sachbearbeiter, nicht gleich wieder zu verschwinden, sondern noch auf die Ausstellung meines C-Ausweises zu warten. Wenig später hielt ich dieses äußerlich unscheinbare, kleine, doch für den Weitergang so wichtige Dokument mit der Nummer 3112/4407 beglückt in meiner Hand.

Eine herbe Dusche erwartete mich dafür wenig später im Geschäftszimmer der Evangelischen Siedlungsgesellschaft. Man nahm hier zwar meinen Antrag entgegen, zeigte sich aber recht unpersönlich und reserviert. Auch hier die gleiche Empfehlung wie vor acht Tagen: auf dem Wohnungsamt, mich doch lieber an einen Makler zu wenden. Sie könnten hier nichts Konkretes zusagen und für mich tun.

Am Sonnabend, 4. Februar, erhielt ich im Dienst eine von der Hausbuchbinderei mit Schutzumschlag versehene Broschüre zurück, betitelt "Der Härtefonds im Lastenausgleich". In ihr waren, wenngleich im umständlichen Bürokratendeutsch, alle Bestimmungen aufgeführt und erläutert, die unseren Fall betrafen. Ich ersah, bis jetzt und zumal auch jüngst auf dem Lastenausgleichsamt unzureichend informiert worden zu sein, und fertigte mir etliche Auszüge an. Mit neuer Zuversicht gewappnet, zudem mit dem C-Ausweis versehen, reichte ich am 7. Februar bei dem genannten Amt meinen Antrag auf Leistungsbewilligung ein. Auf nähere Durchsicht der ausgefüllten Fragebögen oder gar schon Bearbeitung ließen sich die dortigen Herren jedoch nicht ein. Sie bemängelten bei flüchtigem Überblicken nur, daß noch eine Reihe benötigter Unterlagen wie Familienbuch oder Heiratsurkunde, Zeugenbestätigungen und eine genaue Aufstellung der erlittenen Verluste fehlten. Darüber erhielt ich aber noch schriftlichen Bescheid. Für das erste müsse ich mich gedulden.

Aufgrund der Erfahrungen im Wohnungsamt und bei der Gemeinnützigen Evangelischen Siedlungsgesellschaft erachtete ich es für geboten, mich in der Tat verstärkt auf privater Ebene zu versuchen. Noch am gleichen Dienstag sprach ich bei drei verschiedenen Wohnungsbaugenossenschaften vor. Bei zweien war von vornherein nichts zu bewirken. Die dritte erwies sich hingegen als sehr freundlich und auskunftswillig. Um Mitglied der Gesellschaft zu werden, seien folgende Bedingungen zu erfüllen: DM 20.- sofortige Anzahlung, dann eine Einzahlung von DM 300.-, was jedoch in monatlichen Raten erfolgen könne. Als LAG-Berechtigter brauchte ich dann keine weiteren Leistungen zu erbringen, doch sei unter zwei Jahren mit einer Wohnungszuteilung kaum zu rechnen. Eine so lange Anwartschaft lag natürlich nicht gerade in meinem Sinne. Überdies warnten mich die Kolleginnen in der Niedersächsischen Landesbibliothek vor solch einem Beitritt, weil dieser häufig mit Enttäuschungen verbunden sei. Sie wußten Fälle, wo Mitglieder jahrelang vergebens gewartet hätten.

Eingehend verfolgte ich auch die Annoncen in den Zeitungen. Als ich am 8. Februar folgendes Angebot las: "Für LAG-Berechtigte Neubau Sommer 1956 bezugsfertig 1-3 Zimmerwohnungen (30-95 DM) MVZ 2800.- bis 3200.- DM", reagierte ich sofort. Schon am nächsten Tag meldete sich telefonisch ein Architekt. Er gab mir Lage und Maße der Wohnung an. Erschien mir recht zusagend. Dann aber kam die traurige Bescherung. Die MVZ = Mietvorauszahlung von DM 2800 bis DM 3200 verstand er als Eigenleistung des Mieters außerhalb der Lastenausgleichszahlung. Über meine Naivität, mit der angegebenen Summe lediglich letztere zu verbinden, war er regelrecht verärgert. Unumwunden sagte er mir: "Na, wenn Sie so billig dazukommen wollen, müssen Sie sich schon mit dem Wohnungsamt gedulden. Aber da können Sie lange warten: In ganz Hannover werden nicht mehr als zwei oder drei solcher städtischen Häuser gebaut."

In der Folge war mir ganz klar, daß Neubauwohnungen von privater Seite ohne jegliche Eigenleistungen einfach unerhältlich sind. Der Bauherr hatte das Recht, bis zu einem Viertel resp. Drittel der Herstellungskosten Baukostenzuschüsse (BKZ) vom Mieter zu erheben. Schloß er Rückerstattung der Summe von vornherein aus, galt die Zahlung für die Mieter als sog. verlorener Baukostenzuschuß. Waren die Einzahlungen hingegen als Mietvorauszahlung (MVZ) deklariert, so erhielt der Mieter sie im Laufe der Zeit in Form einer ermäßigten Miete wieder zurück. Häufig liefen beide Erhebungen gleichzeitig, ein Teil des BKZ als verlorener Baukostenzuschuß, der andere als Mietvorauszahlung. LAG-Berechtigten durfte kein verlorener Baukostenzuschuß abverlangt werden. In diesen Fällen übernahm das Lastenausgleichsamt bis zu 50% der Mietvorauszahlung in direkter Zuwendung an den Bauherrn, die restlichen 50% hatte der Mieter zu entrichten. Mit anderen Worten: Ohne einige dicke Geldscheine aus eigener Tasche hinzublättern, lief gar nichts. Mich dünkte diese Handhabung als schlimme Ausgeburt des Kapitalismus. Nüchtern betrachtet, läßt sich zumindest gegen die Mietvorauszahlung vom Prinzip her kaum etwas einwenden. Durch die Vorauszahlungen der Mieter erhält der Bauherr den Anreiz und das

nötige Kapital, um das geplante Bauvorhaben auszuführen. Dafür können die Mieter dann für etliche Jahre verbilligt wohnen. Nach den verheerenden Zerstörungen der Bausubstanz im Zweiten Weltkrieg im Grunde das richtige Rezept, Wirtschaft und Wohnungsbau kräftig wieder anzukurbeln. Wie aber sollten Flüchtlinge wie wir, noch ohne jegliche Rücklage, ja sogar noch mit einigen Schulden im Gepäck, hier mithalten können? Wer mit heutigen Augen die damals verlangten Summen von nur wenigen tausend DM überfliegt, mag die Frage aufwerfen, ob man nicht den Schneid hätte aufbringen sollen, sich einen entsprechenden Kredit zu besorgen. Doch abgesehen von der Tatsache, daß tausend D-Mark damals soviel Gewicht hatten wie etwa das Fünffache dieser Summe heutzutage, gab es doch manche warnenden Beispiele von vorschneller und zu hoher Kreditaufnahme, die den Betroffenen dann über den Kopf gewachsen ist. Gewiß haben sich manche anderen Flüchtlingsfamilien rascher eine Wohnung zu beschaffen vermocht als wir, ohne danach an der Kreditrückzahlung zerbrochen zu sein, dennoch glaube ich im nachhinein sagen zu dürfen, mit unserer zögernden, wenn auch die Geduld mitunter arg strapazierenden Vorgehensweise letztendlich nicht verkehrt gehandelt zu haben.

Wollte ich eine mehr oder minder beträchtliche Schuldenaufnahme vermeiden, mußte ich mein Augenmerk daher stärker auf Mietangebote von Altbauwohnungen lenken. Doch auch in diesen Fällen erhob der Vermieter, wie ich bei der Durchsicht der Zeitungen erkennen mußte, fast immer eine Voraus- oder Abstands-zahlung. Das war nun freilich schwerlich anders als Ausnutzung der bestehenden Wohnungsknappheit zu bezeichnen. Als ich in diesen Tagen beim Wohnungsmakler Werner, den ich das erste Mal schon im Januar aufgesucht hatte, wieder nachfragte und mich insbesondere danach erkundigte, ob nicht mit 1-2 Leerzimmern, etwa wie in Weimar gehabt, etwas zu machen sei, schüttelte er nur den Kopf und meinte, das sei ganz schwer zu erlangen und mit Kleinkind schon gar nicht. Da würde man auf dem normalen Wohnungsmarkt mit LAG-Bezuschussung und einer kleinen Anzahlung aus eigenen Mitteln wohl immer noch eher zum Zuge kommen. Er wolle unseren Fall mit im Auge behalten und mich verständigen, wenn ihm ein günstiges Angebot vorliege. Tatsächlich aber habe ich von dort keinen einzigen Hinweis erhalten.

Am Freitag, 10. Februar, erwirkte ich als erste Vergünstigungsleistung auf Grund des C-Ausweises auf dem Finanzamt einen Steuernachlaß. Immerhin bedeutete das auf drei Jahre eine um DM 10.- bis 12.- monatlich verminderte Abgabe an den Staat. Von dem, was Steuervergünstigungen anbelangt, sollte ich drei Tage später noch einiges mehr in Erfahrung bringen.

Das war am Montag, 13. Februar. Mein verschiedentlich schon erwähnter, ein halbes Jahr vor mir geflüchteter Großvetter Lothar hatte auf dem Wege der behördendienstlichen Wiederverwendung Mitte Januar eine Stelle als Regierungsrat z.A. in Hildesheim antreten können, eine Stadt um die 100 000 Einwohner, von Hannover nur 31 km entfernt. Anfang Februar rief mich Lothar telefonisch von dort in meiner Dienststelle an und lud mich ein, ihn an dem genannten Montag abend in Hildesheim aufzusuchen. Damals verkehrte zwischen beiden Städten noch eine Überlandstraßenbahn. An einer vereinbarten Haltestelle wollte er mich abholen. Es war gerade wieder eine neue grimmige Kältewelle hereingebrochen, doch lief zunächst alles reibungslos. An der großen Kreuzung am Kröpcke in Hannover stieg ich zu. Hinter Laatzen verminderte sich das Fahrtempo auffallend, und dann saß der Wagenzug in Sarstedt über eine halbe Stunde lang fest. Der bedauernswerte Lothar war an der Hildesheimer Haltestelle inzwischen fast angefroren. Obwohl über die eingetretene Verspätung verständlicherweise nicht minder verärgert als ich und obwohl sein Mietzimmer bei einer mich etwas mißtrauisch musternden Madame, die er formvollendet, für meine Begriffe etwas zu devot gespielt mit "Gnä' Frau" umsäuselte, auch nicht gerade vor Hitze barst, entfachte er alsbald ein wahres Feuerwerk an Worten und Gedanken, währenddessen er den Pfropfen einer Weinflasche löste.

In der Tat hatten wir uns beiderseits ja eine Menge über unsere Erlebnisse und Erfahrungen auszutauschen. Es blieb aber nicht beim bloßen Erzählen über das Hinter-uns-Liegende. Mit großem Interesse nahm sich mein um 13 Jahre älterer und in allen Lebensfragen sehr versierter Gastgeber auch der Schilderung meiner derzeitigen Situation an, erteilte mir etliche erfolversprechende Ratschläge und entwickelte eine in die Zukunft weisende Planungsstrategie.

Zunächst mal machte er mich darauf aufmerksam, daß mir nach Beendigung der Probezeit bei Trennung von der Familie eine sog. Trennungsentschädigung zustünde. Diesen Begriff hatte ich bis dahin noch nie vernommen, auch nicht von Herrn Busch, unserem Verwaltungssachbearbeiter. Bei getrennter Haushaltsführung könne ich über meine C-Ausweis-Berechtigung hinaus noch eine weitere Steuerabschreibung einfordern, meinte Lothar. 10 Tage später erwirkte ich diese bei erneutem Vorstoß auf dem Finanzamt tatsächlich ohne weiteres. Auf die Existenz eines "Sozialwerkes für die niedersächsischen Landesbediensteten" hatte mich zuvor auch noch kein Mensch aufmerksam gemacht. Lothar, obwohl erst später in dieses Bundesland gekommen als ich, wußte darüber aber bereits bestens Bescheid. In kleinen Discount-Läden sowohl in Hannover als auch in Hildesheim könne man, wenn man sich als Angehöriger einer Landesdienststelle ausweise, bestimmte Lebens- und Genußmittel zum Nettopreis erwerben, aber auch für Möbel und andere größere Waren gebe es entsprechende Vergünstigungsmöglichkeiten. Selbst verbilligte Urlaubsplätze in eigenen Ferienheimen biete dieses Sozialwerk an. Während für mich als Einzelperson der Lebensmitteleinkauf im Augenblick kaum wesentliche Vorteile verhieß, sollte dies später bei der Besorgung der Möbel aber in erheblichem Maße der Fall sein. 1959 und 1961 nutzten wir auch das Ferienplatzangebot.

Um eine Neubauwohnung zu erwerben, sei, so Lothar, das Reellste, das Beamtenheimstättenwerk anzusprechen. Es stehe selbstverständlich nicht nur Beamten, sondern auch Angestellten des öffentlichen Dienstes zur Verfügung. Gleich am nächsten Tag suchte ich die Hannoversche Geschäftsstelle auf, ließ mir die Verfahrensweise erläutern und etliche Prospekte aushändigen. Da, wie ich ersah, in jedem Falle monatlich eine bestimmte Summe eingezahlt werden muß, was mir im Augenblick bitter schwer fallen würde, und da selbst bei vorgezogenem Zuteilungsdarlehn auf Grund meiner Flüchtlingsanerkennung eine gewisse Wartezeit unumgänglich bleibt, sah ich von einer Anmeldung aber ab.

Hinsichtlich Wohnungsbeschaffung entwickelte Lothar zudem noch einen ganz anderen Plan, der mich fast abenteuerlich anmutete. In Hildesheim, so meinte er - und das auch zutreffend -, sei das Wohnungsproblem längst nicht mehr so prekär wie z.Z. noch in der Landeshauptstadt Hannover. Ich solle daher Hildesheim in meinem Personalausweis als weiteren zweiten Wohnsitz vermerken lassen (pro forma bei seiner Wirtin) - zweite Wohnsitze dürfe man in beliebiger Zahl haben - und meinen Lastenausgleichsantrag von Hannover nach Hildesheim überschreiben. Er selbst sei z.Z. faktisch der Boss des Hildesheimer Lastenausgleichsamtes und könne in dieser Funktion ganz gewiß etliches für mich ausrichten. Um eine Wohnung für sich und seine Familie wolle er in der nächsten Wochenendausgabe der Hildesheimer Zeitung annoncieren und uns dabei auch gleich mit bedenken. Den Nachteil, bei einer Wohnung in Hildesheim zur Dienststätte täglich pendeln zu müssen, stellte er mir als nicht so erheblich vor Augen. Man brauche ja nicht die langweilige Überlandstraßenbahn zu benutzen. Es bestehe, sofern man sich einen eigenen PKW noch nicht leisten könne oder wolle, ganz reger Eil- und Schnellzugverkehr, Monatskarten gebe es stark verbilligt, außerdem seien Fahrtkosten zur Dienststätte von der Steuer absetzbar.

Mir schwirrte arg der Kopf von all den erfahrenen Neuigkeiten und Möglichkeiten. Erst tief in der Nacht kehrte ich wieder in meine stille Behausung am frostklirrenden Meersmannufer zurück. Auf Lothars Anraten hatte ich zur Rückfahrt die Bundesbahn benutzt und auch ziemlich rasch den Hannoverschen Haupt-

stern-Anfahrt auf dem Meersmannufer ganz glücklich geworden.

bahnhof erreicht. Über den Weitergang des Hildesheimer Projekts im nächsten Kapitel mehr.

Trotz der von Lothar eröffneten neuen Perspektiven setzte ich meine Wohnungsbeschaffungsbemühungen in Hannover unverwandt fort. Bereits tags darauf las ich in der "Hannoverschen Allgemeinen" folgende Anzeige: "Wohn. z. verm. 1 Zi 25 qm, evtl. 2, Küche, Bad, Zentralheizg. Möbel müssen übernommen werden. Miete 60.-. Ehep. Drlgk. L 2544 71AZ." Kein Wort von Mietvorauszahlung oder sonstigen Auflagen. Gleich vom Dienst aus sandte ich ein Bewerbungsschreiben ab, auf meine mißliche Flüchtlingssituation hinweisend. Zu meiner Überraschung und Freude meldete sich am 15. Februar telefonisch ein Herr Strasser vom Pan American Airway Office und informierte mich über folgenden Sachstand: Er sei Hauptmieter einer großen 5-6-Zimmer-Wohnung zwischen Zoo und Maschsee, bewohne selbst aber nur einen Raum nebst einer 20 qm großen Küche und Bad. Zum 1. April wolle er Hannover verlassen. Die Gesamtmiete betrage DM 250, für ihn selbst bzw. seinen Nachfolger blieben aber nur DM 60 eigene Aufwendungen, alle Untermieter zahlten pünktlich. Einzige Bedingung, die er stelle, sei die Übernahme der vorhandenen, in sehr gutem Zustand befindlichen Möbel für DM 1900.- zum 1. April. Am gleichen Abend stellte ich mich bei ihm im Büro persönlich vor. Er machte auf mich den Eindruck, ein sehr intelligenter, aber auch für soziale Fragen aufgeschlossener Herr zu sein. Er deutete an, eine Unmenge Zuschriften auf seine Annonce erhalten, meinem Schreiben aber besondere Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. Gern würde er mir den Vorzug einräumen. Noch diese Woche wolle er beim Hauswirt kündigen und mir dann Anfang der nächsten Woche Bescheid geben, damit ich kommen und die Wohnung besichtigen könne. Letzteres hätte sich freilich auch schon vorher angeboten. Auch fragte ich mich etwas besorgt, ob der Hauswirt damit einverstanden sein werde, daß ein Flüchtlingsehepaar mit Kleinkind so eine große Wohnung mit mehreren Untermietern übernimmt, desgleichen das Wohnungsamt, das in diesem Fall die Vergabe absegnen mußte. Ferner bestand ja noch das große Problem, DM 1900.- vor dem 1. April zu stellen. Gewiß würde das Lastenausgleichsamt im Zuge der Hausratsentschädigung für anerkannte Zonenflüchtlinge einen Teil der Summe übernehmen, die Zahlung jedoch keinesfalls im voraus leisten.

Am Dienstag der folgenden Woche sollten sich meine Befürchtungen bestätigen. Herr Strasser teilte mir - zu seinem großen Bedauern, wie er versicherte - mit, daß der Hauswirt kein Ehepaar mit Kind wünsche. Gleichfalls gescheitert war meine Bewerbung um eine Mansardenwohnung auf eine Zeitungsannonce vom Sonnabend. Eine weitere Hoffnung zerschlug sich am Mittwoch, 22. Februar. Diese Wohnung war bereits vergeben, als ich dort eintraf. Ohnehin wäre sie zu teuer für uns gewesen. Ende Februar meldete ich mich auf weitere Annoncen, ohne Antwort zu erhalten. Für DM 40.- Monatsmiete ohne Vorausleistungen, aber "gegen leichte Mitarbeit im Haushalt", war ein Leerzimmer angeboten. Die Dame, die mir öffnete und die sich als ehemalige Schauspielerin vorstellte, sagte mir, es seien schon etwa 25 Personen hier gewesen und die Wahl sei auf eine ältere alleinstehende Dame gefallen. Ohnehin hätte der Hauswirt vorgeschrieben, daß mehr als eine Person in das Leerzimmer nicht aufgenommen werden dürfte, auch eine alleinstehende Person mit Kind nicht.

Als ich das Büro des größten Wohnungsmaklers Hannovers, der Fa. Engel, aufsuchte, verlangte man eine sofortige Anzahlung von DM 20.-. Auf meine Eröffnung, ich könne DM 1000.- für eine Mietvorauszahlung aufbieten (tatsächlich verfügte ich über diese Summe gar nicht) und sei LAG-berechtigt, zog man die Stirn sofort in Falten und meinte: "Da wird schwerlich etwas zu machen sein. Erst für DM 2800.- + LAG haben wir etwas anzubieten." Daraufhin strich ich dort sofort die Segel. Vorwürfe machte ich mir im nachhinein, auf ein Inserat nicht eingegangen zu sein, das in Springe am Deister, etwa 25 km von Hannover entfernt, eine 2-Zimmer-Wohnung mit Küche, Bad und Telefon gegen DM 500.- Abstandszahlung und DM 110.- Monatsmiete in Aussicht stellte. Doch selbst wenn ich hier den Zuschlag erhalten hätte, wäre ich bei der umständlichen Anfahrt auf Dauer wahrscheinlich nicht glücklich geworden.

Auf der einen Seite die fehlende pekuniäre Rücklage, auf der anderen "belastet" mit einem Kleinkind - wie soll man da bloß zum Zuge kommen, fragte ich mich mit zunehmender Verbitterung. Der Gedanke, daß Elfriede eine Arbeit aufnimmt und wir Renate der Obhut eines Heimes übergeben, drängte sich trotz Hemmungen und Bedenken in dieser Situation mehr und mehr auf. Deshalb griff ich auf die Empfehlung der Frau Koenig vom Hilfswerk der EKD zurück und entschloß mich, eine diesbezügliche Anfrage an den Leiter des Großburgwedeler Kinderheims zu richten. Dieser ließ mich zunächst etliche Wochen ohne Antwort, teilte mir dann aber mit, er könne zum 1. April noch einen Platz für Renate reservieren, ich müsse jedoch möglichst umgehend bindenden Bescheid geben. An Unterhaltskosten verlangte er DM 150.- pro Monat. Da man in der DDR für vergleichbare Einrichtungen nur 40 Mark hätte aufwenden müssen, empörte ich mich in so starkem Maße über diese Summe, daß ich, ohne Elfriedes Meinungsbekundung einzuholen, Großburgwedel auf der Stelle eine Absage erteilte. Ganz wohl war mir bei der Vorstellung, das kleine Würmchen aus der mütterlichen Betreuung zu reißen, ohnehin nie gewesen. Während für viele Menschen unserer Tage, namentlich für Bürger der neuen Bundesländer, der Anspruch auf einen Arbeitsplatz für beide Elternteile als ganz selbstverständliche und unbedingt zu verwirklichende Forderung gilt und man Kinder ohne größere Hemmungen Krippen, Tagesstätten oder Heimen überläßt, war das Denken damals doch noch stark vom altüberkommenen Ordnungsschema her geprägt. Im Normalfall hatte die Familie eben nur einen Ernährer. Der andere Elternteil, in der Regel die Mutter, war ganz für Kinder und Haushalt da. Ich kann mich noch erinnern, wie ich für meine Entscheidung, das Kind bei der Mutter zu lassen und nicht um des schnelleren Verdienstes willen in ein Heim zu geben, von Herrn Busch - oder war es vom Direktor selbst - ausdrücklich gelobt worden bin.

Es sollten noch manche weiteren vergeblichen Anläufe, u.a. durch die Aufgabe eigener Annoncen in den Zeitungen, folgen, doch würde es zu weit führen, sie hier alle einzeln aufzuzählen. Lediglich eine Begebenheit, bei der es fast zu einer Vertragsunterzeichnung gekommen wäre, möchte ich noch erwähnen. Da wies mich ein Vermittler namens Schubert auf eine in Grasdorf entstehende Zweizimmerwohnung hin, die LAG-Berechtigung und nur DM 1200.- Mietvorauszahlung erfordern würde. Die kleine Ortschaft liegt ein Stück südwärts des Hannoverischen Großstadtbereichs. Bei dem zuständigen Architekten erfuhr ich ergänzende Angaben. Das Haus, so sagte dieser, müsse zwar noch gebaut werden, solle aber zum 1. September bezugsfertig sein. Die Wohnung (2 Zimmer, Küche, Flur und Bad) umfasse 41,5 qm, die Miete betrage DM 62.25 weniger DM 5.- Amortisation, also DM 57.25. DM 400.- müßten zum Vertragsabschluß, weitere 400 DM zur Grundsteinlegung (nach Ostern), die Restsumme vier Wochen vor Fertigstellung entrichtet werden. Der Vermittler, der mich bereits vor Unterbreitung dieses Angebots um DM 5.- erleichtert hatte, verlange DM 50.- zum Vertragsabschluß, die restlichen DM 45.- später. Das klang alles ganz verheißungsvoll. Die Summen lagen im Bereich des wohl gerade noch Aufbringbaren. Und die Aufrißskizze, die mir der Architekt von dem geplanten Bauwerk vorlegte, zeigte ein zwar kleines, schlichtes, aber gefällig aussehendes zweistöckiges Wohnhaus. So sagte ich ihm denn auch zu, mir am Sonntag, 11. März, das Gelände auf dem gebaut werden solle, anzusehen und mich dann am Montag abend zur Vertragsunterzeichnung bei ihm einzufinden.

Für die Straßenbahnanfahrt vom Zentrum bis Grasdorf benötigte ich etwa eine halbe Stunde, als Strecke zur Dienststätte somit noch akzeptabel. Vom äußeren Eindruck, den diese Ortschaft darbot, war ich jedoch ziemlich niedergeschmettert. Nicht, daß ich gegen das flache Land mit weitem Blickfeld generell etwas einzuwenden hätte, eher trifft das Gegenteil zu, doch bestand in diesem Fall Monotonie auf der ganzen Linie, wozu die trübe Winterjahreszeit noch einen beträchtlichen Teil mit beitragen mochte. Die umgebenden Flächen waren agrarisch intensiv genutzt, kaum mal von einem Baum oder Strauch unterbrochen.

Als typisches Bauerndorf konnte Grasdorf indessen nicht bezeichnet werden. Es gab nur, weit auseinanderliegend, einige wenige größere Güter, ansonsten bestand die Ortschaft aus eher vorstädtisch als ländlich strukturierten Siedlungshäusern, meist in Ziegelbauweise. So gut wie keine Geschäfte und Kultureinrichtungen. Weitaus bedenklicher als dies alles empfand ich aber die Tatsache, daß das Haus unmittelbar an der nach Hildesheim führenden Bundesstraße mit entsprechend starkem Verkehrsaufkommen zu liegen kommen sollte. Etwa 30 m dahinter versperrte der hohe Schotterdamm der Eisenbahn für die äußerst belebte Nord-Süd-Linie Hamburg-Hannover-Würzburg-München die Sicht. Das versprach alles andere als ein erquickliches Wohnen. Darum also die relativ niedrigen Preisansätze!

Im Grunde stand mein Entschluß, auf dieses Angebot nicht einzugehen, gleich nach Rückkehr von Grasdorf fest. Ich weiß nicht mehr, was mich bewogen hatte, am Montag dann doch beim Architekten zum vereinbarten Termin zu erscheinen und erst bei dieser Gelegenheit abzusagen. Der Architekt zeigte sich zu Recht verärgert darüber und hielt mir vor, er habe es sich schon denken können, daß mich die Lage des Hauses abschrecken werde, doch sei es angezeigt gewesen, meine Rücktrittserklärung unverzüglich am Vormittag telefonisch durchzugeben und nicht erst zum jetzigen Zeitpunkt nach erfolgter Vorbereitung der Vertragsunterzeichnung. Immer, wenn ich in späteren Jahren mit dem Zug an dieser Stelle in Grasdorf vorbeidonnerte und auf das inzwischen längst fertiggestellte und in Gebrauch genommene Haus herabblickte, berührte es mich seltsam. Das Gefühl, hier eine gute Chance leichtfertig vertan zu haben, ist jedoch zu keinem Zeitpunkt in mir aufgekommen.

Unredlich wäre allerdings, bei solch einer Rückschau den Eindruck erwecken zu wollen, als habe man immer nur die richtigen Entscheidungen getroffen, stets unverdrossen nach vorwärts geblickt, sich auch durch die sperrigsten Hindernisse nicht entmutigen lassen und einen unentwegten Aktionismus betreiben. Tatsächlich war ich, zumal in den ersten drei Monaten des Jahres 1956, nach den vielen Fehlschlägen bei Behörden und auf dem Wohnungsmarkt oft genug der Verzweiflung nahe. Briefliche Unmutsäußerungen, die sachlicher Kritik schwerlich standzuhalten vermögen, belegen dies. So schrieb ich am 13. März an meine Eltern:

Im Grunde steht es uns gar nicht (zu), hier etwas haben zu wollen. Wir gehören zu den Ausgestoßenen bzw. nicht vollwertig Aufgenommenen der Gesellschaft. ... Es wäre wirklich ein Akt der Gerechtigkeit, wenn hier sämtliche Hausbesitzer enteignet würden. Ich habe jedenfalls großen Zorn auf die hiesigen Verhältnisse.

Über den schwierigen Umgang mit den einzelnen Ämtern und deren Sprachgepflogenheiten ließ ich mich im Brief vom 22. Februar an Elfriede klagend aus:

Eine Verständigung mit hiesigen Behörden ist wirklich kaum möglich. Die setzen so viel Kenntnis von einem voraus und werfen mit Begriffen um sich, die einem ganz fremd sind. Das Leben ist hier so schrecklich kompliziert.

Meine Verdrossenheit berührte auch die politische Einstellung und bekundete sich im Brief vom 5. Februar an Elfriede so:

Leider wird man öfter so etwas hier im Westen vorfinden, daß Menschen auf Grund ihres Vermögens und Bildungsstandes auf andere glauben herabsehen zu müssen und sich dabei noch wunder wie sozial vorkommen. Die CDU ist hier im Westen die typische katholisch beeinflusste Unternehmerpartei. Und wäre nicht der überragende Staatsmann Dr. Adenauer mit seiner klugen Außenpolitik, so würde ich mich politisch wohl eher für die Sozialdemokraten entscheiden.

Eine Woche später bezog ich aber auch diese Partei in meinen Unmut ein:

Eine sozial eingestellte Regierung müßte so etwas [Mietvorauszahlungen für Altbauwohnungen] glatt verbieten. Ich glaube, das schaffen aber auch die Sozialdemokraten nicht ab. ... Die schreien nur, um an die Macht zu gelangen. (Brief vom 10. Februar an Elfriede.)

Einige wenige Male überfielen mich sogar ganz generelle Anfechtungen. Quälend nagte in mir die Frage, ob ich mit der Flucht nach dem Westen überhaupt - zumal im Hinblick auf die Familie - gut und richtig gehandelt hatte oder ob ich dies durch etwas mehr Flexibilität und Anpassungsbereitschaft nicht doch hätte vermeiden können, ja sollen. Der Verlust von Weimar ließ sich so schnell nicht überwinden. Voll Sehnsucht und Erinnerungsweh blätterte ich in dem von Wolfgang Huschke und Wolfgang Vulpius zusammengestellten Bildband "Park um Weimar" (Böhlau-Verlag 1955). Doch Elfriede, die in Münstereifel mit der Unbill des Winters ja noch viel härter konfrontiert war und sich in einer noch isolierteren Lage befand als ich in Hannover, suchte mich brieflich mit Nachdruck aufzurichten. So schrieb sie am 18. Jan.:

Sei nur nicht zu traurig! Denn haben wir A gesagt, müssen wir nun auch B sagen. Immerhin können wir uns ja schon in absehbarer Zeit besuchen. Das ist schon angenehmer zu wissen, als wäre ich noch drüben. Sind wir erst mal wieder zusammen, läßt sich auch alles andere Schwere leichter verwinden. Bis dahin ist schon noch ein bißchen Geduld nötig.

Auf meine recht pessimistische Stimmungslage erwiderte sie im Brief vom 27. Januar:

Ich kann zwar alles gut verstehen und mir geht es ja selbst so. Wo kommst Du aber hin, bist Du dauernd so verzagt und gehemmt und reuig. Das macht uns beide ganz krank. Denke, vielleicht ist in ein paar Jahren alles vergessen.

Wohl ließen die Mitteilungen, die ich im Februar und im März aus Weimar erhielt, aufhorchen. Danach war bei der BGL-Wahl (Wahl der Betriebsgewerkschaftsleitung) in der Thüringischen Landesbibliothek keiner der aufgestellten SED-Genossen zum Zuge gekommen. Entschieden hatten sich die Kolleginnen und Kollegen für Herrn Dr. Iwan, Frau Evers und den wackeren Herrn Guder, der sich sowohl für Herrn Lipfert als auch für Dr. Pflaume und mich so beherzt in die Bresche geworfen und deswegen eine Rüge in seine Personalakte verpaßt bekommen hatte. Vor allem aber war hier in Erfüllung gegangen, was man schon über etliche Wochen hinweg bereits gehofft und gemutmaßt hatte: die Abberufung des finsternen Gesellen Koka (Abkürzung für: Kollege Kampe) als Direktor der Thüringischen Landesbibliothek mit Wirkung zum 1. März. Beflissene Linientreue gegenüber der allmächtigen Partei hatte den auf bibliothekarischem Fachgebiet unqualifizierten Funktionär nicht vor diesem Sturz bewahren können. Von höherer Seite waren ihm nun wohl das Fehlen überzeugender Erfolge und die auffallende Abwanderung von Betriebsangehörigen angekreidet worden. Dieses Ereignis als nachträglichen Sieg der unter seiner Ägide Gemaßregelten und ihrer Anhänger zu interpretieren, würde jedoch von ausgesprochener Naivität zeugen; denn in Wirklichkeit hatte man nur getreu der marxistisch-leninistischen Taktik aus Nützlichkeitserwägungen den Fuß um einen Schritt zurückgesetzt, nachdem man gerade zwei kräftige Schritte in die angestrebte Richtung hinter sich hatte und von dem Vorsatz erfüllt war, demnächst wieder entsprechende zu vollziehen. Der Weitergang der Dinge in Weimar sollte dies bestätigen.

Ohnehin klang, was sonst an Meldungen aus der Zone einging, alles andere als ermutigend. Unter der Bezeichnung NVA (Nationale Volksarmee) hatte die schon etliche Zeit bestehende sog. kasernierte Volkspolizei nunmehr den Status eines regelrechten Militärverbandes erhalten, sogar mit den gleichen grauen Felduniformen wie in der Hitlerschen Wehrmacht. Der neue Fünfjahresplan sah die völlige Liquidierung der Privatwirtschaft bis 1960 vor. Der Kampf gegen die Evangelische Kirche und ihre Einrichtungen nahm zunehmend schärfere Formen an. So wurde der Bahnhofsmision die weitere Wirksamkeit mit der Begründung verwehrt, sie habe Republikflüchtigen geholfen und sich zu Spionagezwecken mißbrauchen lassen. Mein Vater berichtete mir am 29. Februar, was er selbst erlebt hatte:

Neulich mußte der Kirchenvorstand vor den Bürgermeistern eine Erklärung ministerieller Art gegenüber der Kirche entgegennehmen, wobei auf unberechtigtes Verhalten der westlich eingestell-

ten Kirchenmänner hingewiesen wurde. Wir haben nur schweigend zugehört. Sei froh, daß Du den hiesigen Ideologien entgangen bist, wenn es auch drüben manche Dinge gibt, die der Abstellung bedürfen.

In den bundesdeutschen Zeitungen las man die ausdrückliche Warnung an politische Flüchtlinge und alle Personen, die sich drüben polizeilich nicht abgemeldet hätten, sich strikt davor zu hüten, in das Gebiet des DDR-Staates wieder einzureisen. Nicht wenige dieser Personen, die diese Vorsicht außer Acht gelassen hätten, seien jüngst verhaftet worden. Wohl Bände spricht der Urteilspruch des obersten Gerichtshofes der DDR in einem Prozeß gegen Personen, deren Fluchtversuch gescheitert war:

Wer die DDR verläßt und in Westdeutschland eine Arbeit annimmt, zieht nicht nur einfach um, sondern stellt seine Arbeitskraft dem Teil unseres Vaterlandes zur Verfügung, der vom Monopolkapitalismus beherrscht wird. Er hat damit den einzig rechtmäßigen Staat in Deutschland verlassen und sich in die Hände der Feinde unseres Volkes begeben.

In Anbetracht solcher Zuspitzung verbot sich jegliche Gedankenspielerei mit einer Rückkehr. Worauf es jetzt vielmehr ankam, war, in der Welt, für die man sich guten Grundes entschieden hatte, mehr und bessere Orientierung zu suchen und zu finden. Dazu gehörte auch, über die reinen Existenzsicherungsbemühungen hinaus in allgemein geistiger, kultureller und politischer Hinsicht Fuß zu fassen. Ein Buch, das mir dahingehend damals einiges bot, befaßte sich mit der Person des Bundeskanzlers Dr. Konrad Adenauer. Ein Journalist namens Otto Waymar hatte dessen Biographie verfaßt und vom Kanzler autorisieren lassen. Dieses Werk war nicht durch puren Zufall in meine Hände geraten. Ich hatte von mir aus das Bedürfnis, Näheres über den Mann zu erfahren, der die Richtlinienkompetenz für die Bundesrepublik Deutschland wahrnahm, sich in der DDR unsäglichen Verunglimpfungen ausgesetzt sah, aber trotz schon beträchtlichen Alters mit beachtlicher Beharrlichkeit das Ziel verfolgte, nach der verheerenden Hitler-Herrschaft mit all ihren Schrecken dem freien Teil Deutschlands wieder Zugang zu Welt zu verschaffen und das Leben in ihm wieder lebenswert zu machen. An dem Buch gefiel mir vor allem, daß es kein steifes Heiligenporträt darbot, sondern den Mann auch mit seinen Ecken und Kanten, rheinische Schlitzohrigkeit eingeschlossen, zeichnete und viel Familiäres mit einflocht. Ich las es jedenfalls mit großem Interesse und ausgesprochenem Vergnügen.

Viel Zeit zu ausgedehnter Buchlektüre bestand damals freilich nicht; dennoch nahm ich den einen oder anderen Band von der Bibliothek mit auf mein Zimmer, um in den Abendstunden noch ein wenig darin zu blättern. Besonders fesselte mich der Roman "Das Feuerzeichen" von Werner Bergengruen. Anhand einer Begebenheit, die sich vor dem 1. Weltkrieg an der pommerschen Küste ereignet hatte, führt der baltendeutsche Schriftsteller dem Leser mit beeindruckender Klarheit die Problematik von Recht und Gnade vor Augen, die ja nicht zuletzt im Zentrum der christlichen Lebensauffassung steht: Durch Entflammen eines Reisighaufens hatte ein Gastwirt den Insassen eines gekenterten Touristenbootes rettende Orientierung geboten. Da solch ein Handeln aber den gesetzlichen Bestimmungen zuwiderlief, muß er sich nun vor Gericht verantworten. Alles spricht dafür, daß die Richter ihm in Anbetracht der besonderen Umstände und des Rettungserfolges ein gnädiges Urteil, faktisch einen Freispruch, auferlegen werden, doch der fanatisch auf seinem vermeintlichen Rechtsanspruch Beharrende will kein Wort von Gnade hören. Am Ende zieht er es vor, lieber in den Tod zu gehen anstatt einen Gnadenerweis anzunehmen.

Etliche Aufmerksamkeit widmete ich den im Lesesaal ausliegenden Kulturzeitschriften und -zeitungen, wie "Die neue Furche", "Christ und Welt" und "Das Sonntagsblatt", letzteres damals noch von Hanns Lilje, dem hannoverschen Landesbischof, herausgegeben und keinesfalls so linkslastig wie in unseren Tagen. Auch die bekannte, noch heute höchst einflußreiche Wochenzeitung "Der Spiegel" kam mir in die Finger. Schon damals versenkte jeder, der sich selbst

für intelligent und über den Dingen stehend erachtete, wißbegierig sein Haupt in die Blätter dieses Organs. Auch wenn ich manche Artikel als ausgesprochen informativ empfand, befremdete mich die herabsetzende, das Negative überbetonende Art dieses Journalismus doch stark. Aber auch für die Gegenseite, die reißerisch aufgemachte Bild-Zeitung, konnte ich mich nicht erwärmen. Namentlich morgens in der Straßenbahn, wenn die Leute zur Arbeitsstätte fuhren, prangte mir so manche knallige Schlagzeile dieses für nur 10 Pfennig zu habenden Blattes entgegen. Meist hatten sie nur Klatsch und Tratsch, wie etwa die Traumhochzeit einer gefeierten amerikanischen Filmschauspielerin mit einem monegasischen Fürsten oder die Problematik der Kinderlosigkeit der persischen Prinzessin Soraya, zu vermelden.

Hoch beglückt war ich Ende Februar, als ich alle meine bis dahin angefertigten maschinenschriftlichen Manuskripte wieder in Händen hielt. Heinz Bassenge, angestellt bei der Evangelischen Verlagsanstalt in Leipzig und dienstlich hin und wieder bei deren Zentrale in Ostberlin tätig, hatte sie dankenswerterweise über die Sektorengrenze geschmuggelt und mir von Westberlin aus postalisch zugeleitet. Ich nahm mich sofort noch mal der Ausarbeitung über den Weimarer Kinder- und Menschenfreund Johannes Falk an und fügte einige stilistische Verbesserungen ein. Als bald beschäftigte mich aber ein neuer Plan, eine Biographie über den Ende 1942 auf tragische Weise aus dem Leben geschiedenen christlichen Dichter Jochen Klepper zu erarbeiten. Meine Mutter hatte den 1938 herausgekommenen kleinen Gedichtband "Kyrie" sehr geschätzt und war, wie mein Vater, von der Nachricht über den Freitod dieses tiefgläubigen Autors zusammen mit seiner jüdischen Frau und gleichfalls jüdischen Stieftochter äußerst betroffen gewesen. Ich hatte das alles seinerzeit mitbekommen, mich mit den inhaltlichen Aussagen seiner Gedichte und ihrem Hintergrund aber erst in den letzten Jahren befaßt. Vor der Konzeption und Niederschrift erschien es mir geboten, erst mal das bis jetzt vorliegende Schrifttum zu erfassen und auszuwerten. Dazu mußte ich etliche Bibliographien durchsehen und Aufsätze aus Zeitschriften, die in der Niedersächsischen Landesbibliothek nicht vorhanden waren, über den "Leihverkehr der deutschen Bibliotheken" anfordern. Damals erhielt man noch nicht von der besitzenden Bibliothek gleich die Kopie des gewünschten Beitrags geliefert, sondern bekam den ganzen Band in die Hand. Sofern die bestellende Bibliothek, wie es in Hannover der Fall war, über kein Kopiergerät verfügte, mußte man sich eigenhändig eine Abschrift oder ein Exzerpt anfertigen. Ich kam also nur schrittweise voran, verfügte im März aber bereits über eine kleine Materialsammlung. Einer der informativsten Artikel über Jochen Klepper stammte aus der Feder eines Autors mit Namen Harald von Koenigswald. Seine Adresse lautete: Haus Giersdorf in Münstereifel. Ich beschloß, ihn bei Gelegenheit dort einmal aufzusuchen.

Zweimal erhielt ich ohne eigenes Zutun die Chance, in Hannover einer Konzertveranstaltung beiwohnen zu können. Beide Male war es Herr Busch gewesen, der mir seine Abonnementskarte in die Hand gedrückt hatte, weil er selbst an der Teilnahme verhindert war. Das erste Konzert, ein Klavier-Solo-Abend mit dem weltberühmten ungarischen Pianisten Andor Foldes, fand am 1. Februar statt, als draußen die Winterkälte gerade ihren ersten Höhepunkt erreicht hatte. In aller Eile erstand ich im Winterschlußverkauf zuvor noch ein Hemd für DM 9.75, leider mit viel zu langen Ärmeln. Doch Nachlässigkeit in der Kleidung, wie heutzutage, konnte man sich damals, wo selbst unsere Magazin-gehilfen nie anders als mit Schlips und Kragen zum Dienst erschienen, nicht erlauben. Foldes legte das Schwergewicht seiner Darbietungen auf Mozart und Schumann. Mozarts 200. Geburtstag und Schumanns 100. Todestag standen im Jahr 1956 an. Besonders viel Freude bereiteten mir Mozarts witzige Variationen über das Thema "Unser dummer Pöbel meint...". Absolute Weltklasse bot, wiederum in der Hannoverschen Stadthalle, der Kammermusikabend am 1. März mit dem Quartetto Italiano. Die exzellenten Künstler widmeten ihr Können ausschließlich Werken Mozarts. In diesem Fall erbat sich Herr Busch von mir

allerdings die Hälfte des Konzertpreises. Das wollte und konnte ich auch entrichten, leistete ich mir ansonsten doch keinerlei Vergnügungsausgaben.

Blicken wir, ehe dieses umfangreiche Kapitel zum Abschluß gelangt, nochmal nach Münstereifel. Klimatisch und auch in sonstiger Hinsicht stand dort der Monat März im Zeichen allgemeiner Entspannung. Am 1. März schrieb mir Elfriede:

Um unser Kleinchen mach Dir nur keine Sorge, ich versorge sie schon mit Vitaminen u. behüte sie, so gut man es vermag. Am Sonntag war ich in der Mittagsonne mit ihr draußen. Solange es jetzt draußen noch zu feucht ist, stelle ich sie ins Schlafzimmer. Da hat sie ja auch frische Luft. Heute habe ich sie das erste Mal wieder gebadet. Das ist sie nun schon garnicht mehr gewöhnt, fühlte sich unbehaglich und schrie. Doch das wird schon wieder. Ich stille jetzt noch früh und abends je 1/2 Mahlzeit. Zwischen dem 7. u. 9. Monat soll man ja sowieso damit aufhören; denn es bringt dann für das Kind keine Vorteile mehr, für die Mutter aber Nachteile. ... Bei uns haben heute Männer stellenweise das Eis der Erft zerhackt. Sie war tüchtig zugefroren. Heute fegt wieder sehr der Wind ums Haus, trocknet aber die Nässe etwas.

Am 8. März konnte sie mir mitteilen, daß die Kohlenhändler im Ort endlich Nachschub bekommen und auch Belieferung an Elfriede zugesagt haben. Von Frau Dr. Siegel war sie freundlich ermutigt worden, mit ihr die während der Karwochen in der Münsterkirche stattfindenden Fastenpredigten zu besuchen. Sie folgte dieser Aufforderung auch zwei oder drei mal, nicht ohne Gewinn, wie sie bekannte, hatten die geistlichen Ansprachen doch keinen eng-konfessionellen, sondern allgemeinverbindlichen Charakter. Auch waren sie weitgehend frei von befremdendem zerimoniellen Beiwerk. Ihren 27. Geburtstag am 17. März mußte Elfriede ohne mich in Münstereifel begehen. Obwohl Frau Dr. Siegel als linientreue Katholikin Geburtstagen an sich keine Bedeutung beimaß, nur den Namenstagen, hatte sie Elfriede an diesem Tage doch alles recht nett hergerichtet, morgens schon den Tisch fein gedeckt, sogar mit Ei zum Frühstück und mit Beilage einiger freundlicher Gaben, wie Primelstöckchen, drei Stück feiner Seife von 4711, Apfelsinen und Datteln. Für den Nachmittagskaffee hatte sie gar - man lese und staune - Schokoladentorte besorgt.

Erfreuliches war kurz zuvor auch von behördlicher Seite gekommen: Elfriede konnte auf dem Amt ihren C-Ausweis in Empfang nehmen. Der hätte ihr, nachdem ich ihn erhalten hatte, in keinem Fall verwehrt werden dürfen. Trotzdem waren wir erleichtert über den reibungslosen Ablauf und fühlten uns im Hinblick auf zu erwartende Vergünstigungsleistungen doppelt abgesichert.

Das Osterfest und damit auch ein Wiedersehen mit meinen Lieben jenseits des Rheins lag nun schon in Reichweite. "Ich freue mich so", schrieb mir Elfriede. "Kleinchen erzähle ich schon immer, daß der Vati kommt. Ich bin gespannt, was Ihr Beide zueinander meint." Neuanfängern bei einer Institution des öffentlichen Dienstes stehen Urlaubstage vor Ende des ersten halben Jahres noch nicht zu. Doch in der ihm eigenen Art von Generosität, die sich über behördliche Vorschriften, wenn er sie als zu einengend empfand, souverän hinwegsetzte, gewährte mir Dr. Meyer ganz aus eigenen Stücken "unberechneten" Urlaub für die gesamte Karwoche. Ich war zunächst fast sprachlos über solche Großzügigkeit, stürzte mich alsdann aber mit doppelter Beflissenheit in die Arbeit, um noch möglichst viel vor Antritt dieses Sonderurlaubs zu bewältigen und hernach nicht gleich von Bergen an Vorgängen erdrückt zu werden. Ziemlich geschafft, zudem noch erkältungsgeschwächt, setzte ich mich am Sonnabend mittag, 24. März, nach dem Dienst in den D-Zug nach Köln. Abends gegen 20 Uhr traf ich in Münstereifel ein. Die Wiedersehensfreude war unbeschreiblich.